

WOLFGANG KUHOFF, *Diokletian und die Epoche der Tetrarchie. Das römische Reich zwischen Krisenbewältigung und Neuaufbau (284–313 n. Chr.)*. Verlag Peter Lang, Frankfurt am Main u. a. 2001. 1048 Seiten, 32 Abbildungen.

Die gut 2300 Titel, die Kuhoff in seiner Bibliographie auflistet und die man durchaus noch ergänzen könnte, belegen: Diokletian und die Jahre nach seiner Abdankung 305 gehören nicht gerade zu den Stiefkindern der historischen Forschung. Mit mehr als tausend Seiten schlägt der Verfasser allerdings sämtliche Vorgänger. Dabei schränkt er vorweg ein, dass der »rein juristische Bereich völlig ausgeklammert wurde«, das Thema also, für das gerade bei Diokletian die Überlieferung recht gut ist und das für die im Untertitel genannten Aspekte der Krisenbewältigung und des Neuaufbaus Wichtiges hätte beitragen können. Kuhoffs Bestreben ist vielmehr »eine vollständige Erörterung der vielen, aus dem Inhaltsverzeichnis ersichtlichen Einzelthemen« (S. 9). Das Buch nach der Masse der verarbeiteten Sekundärliteratur einen Forschungsbericht zu nennen, wäre allerdings zu wenig. Denn stets setzt sich der Verfasser auch mit den Quellen auseinander. Wer seine bisherigen Arbeiten kennt, ist nicht überrascht, dass er sich besonders der Numismatik widmet.

In drei große Kapitel gliedert Kuhoff seinen Stoff. Der Chronologie folgt das erste Kapitel, beginnend mit der Kaiserproklamation Diokletians und der Erhebung Maximians zum Caesar. Der bekannte Ablauf der Ereignisse, die in knapp zehn Jahren zur Tetrarchie mit zwei Augusti und zwei Caesares führen, gibt diesem Teil des Buches seine innere Einheit. Da das Kapitel I bis zur Abdankung Diokletians und Maximians 305 weitergeführt wird, entsteht – entgegen der Absicht des Verfassers – eine Art Doppelbiographie der beiden Augusti, deren Leitlinie die militärische Herausforderung an den verschiedenen Fronten des Reiches ist.

Strukturgeschichte bietet der große Mittelteil »Die innenpolitischen Reformen und die kaiserliche Selbstdarstellung«. Vor allem bei Fragen der Herrscherrepräsentation ist Kuhoff in seinem Element. Mit einer Arbeit über die kaiserliche Selbstdarstellung von Augustus bis Carinus hat er sich 1988 habilitiert. Bei den Ausführungen zur Heeresreform greift er mit Recht zurück und verfolgt die Entwicklung seit Gallienus, die schließlich zur endgültigen Trennung in ein Grenzheer und ein Bewegungsheer geführt hat. Eine stärkere Verzahnung des ersten und des zweiten Kapitels hätte deutlich gemacht, dass Diokletian trotz der viel beschworenen *concordia* stets die Spitze der Tetrarchie bildete und dass er die Weichen stellte, sooft es um die Gesamtpolitik des Reiches ging. Im Kollegium der Tetrarchen gab es am Vorrang des *actor* keinen Zweifel, was Kaiser Julian 362 in einer kleinen, aber bezeichnenden Szene seiner ›Caesares‹ zum Ausdruck brachte (315 a–b). Dem Quellenverzeichnis zufolge scheint Kuhoff dieser Beleg entgangen zu sein.

Das dritte Kapitel geht wieder chronologisch vor. Im Mittelpunkt stehen die Auseinandersetzungen nach dem vorzeitigen Tod des Constantius 306. Kuhoffs Ausführungen zu den Machtkämpfen, in denen das tetrarchische System zerbrach, kann man um eine Überlegung erweitern: Die Rivalitäten waren die Folge der Tatsache, dass Maximinus, Constantius und Licinius im Gegensatz zu Diokletian Söhne hatten. Dyarchie und Tetrarchie waren Notlösungen, auf die Diokletian nacheinander verfiel, weil ihm das Schicksal lediglich eine Tochter beschert hatte. Hätte der Vierzigjährige 285 einen tüchtigen Sohn von zwanzig Jahren gehabt, so hätte er selbstverständlich ihn anstelle von Maximian zum Caesar und später zum Mitregenten und Nachfolger erhoben. Seine Ersatzkonstruktion wurde hinfällig, als sich deren familiäre Voraussetzung änderte.

Nach vielen hundert Seiten begnügt sich Kuhoff im Epilog zu Diokletians Nachleben mit einigen zufälligen Hinweisen. Wir lesen vom wiedererwachten Interesse, das der Kaiser im neuen Kroatien erfährt, wo ein Desertwein nach ihm benannt ist. Wie Diokletian jahrhundertlang als der letzte große Christenverfolger verurteilt wurde und wie sich das schwarze Bild in der neuzeitlichen Geschichtsschreibung langsam aufhellte, wäre ein lohnendes Thema gewesen, hätte allerdings leicht ein viertes, nicht weniger umfangreiches Kapitel ergeben. Wenn sich der Verfasser zuvor um einen strafferen Stil bemüht hätte, wäre sein Buch durch die Nachgeschichte nicht einmal dicker geworden. Auch die Anmerkungen schleppen oft zuviel Ballast mit. Bei simplen Tatsachen aus dem Handbuch braucht man nicht aufzuzählen, wer sie sonst noch zitiert hat.

Hinter dem Bemühen, die Forschung zu einer Streitfrage umfassend zu dokumentieren, verschwimmt bisweilen die eigene Meinung des Verfassers. Hat Diokletian 284 den Praetorianerpraefekten Aper ermordet oder nicht? Er soll sein Schwert gezückt und den Nichtsahenden getötet haben, bemerkt Kuhoff, behandelt dann aber den Mord als Tatsache (S. 22). Später spricht er von

der »angeblich eigenhändigen Ermordung« (S. 414), die an einer weiteren Stelle erneut als Faktum erwähnt wird (S. 424). Der Leser erfährt auch nicht eindeutig, wie Kuhoff die bekannte Geschichte beurteilt, Diokletian habe den Caesar Galerius nach seiner Niederlage gegen die Perser dadurch bestraft, dass er ihn vor seinem Wagen herlaufen ließ (S. 171–172). In der zugehörigen Anmerkung listet er nur auf, wer die Episode für historisch und wer sie für eine Erfindung hält (es fehlt die wichtige Untersuchung von F. KOLB, Untersuchungen zur Historia Augusta [Bonn 1987] 28–51).

Manches behandelt Kuhoff zu knapp. Die Frage, ob Constantin nach dem Sieg über Maxentius im Triumph auf das Kapitol in Rom zog, streift er in einer Anmerkung (1686). Sie lässt nicht erkennen, wie heftig sich die Forschung darüber gestritten hat und welche Bedeutung ein Ja oder ein Nein für die Geschichte Constantins und für seine berühmte Wende hat. Damit soll die Kritik ihr Bewenden haben. Denn wie sagte der Verfasser in der Einleitung? Es »lassen sich immer Felder finden, die noch genauer erörtert werden könnten« (S. 9).

Bonn

Klaus Rosen